

Sydney Biennale

Die brennenden Fragen

Sydney ist wahrscheinlich der perfekte Ort für eine Kunstbiennale, großstädtisch und lässig, mit eleganten Museen und spektakulären Industrieruinen. art-Redakteurin Ute Thon auf Streifzug durch die 20. Ausgabe der Sydney Biennale: politische Kunst zwischen wummernden Bässen und sanften Zwischentönen.



Courtesy the artist and Anna Schwartz Gallery, Melbourne / Foto: Tim da-Rin

Mike Parr, "BDH", 2016, Performance, Installationsansicht auf der 20th Biennale von Sydney, Carriageworks

Bumm. Bumm, Bubumm. Ein tiefer, wummernder Klang schallt aus der Insel heraus wie der Herzschlag eines Riesen. Zuerst fühlt man ihn mehr als das man ihn hört, tief in den Eingeweiden. Wenn man bei strahlend blauem Himmel und leicht maritimer Brise dann zu den Ruinen des alten Gefängnisses wandert und in die Dunkelheit der winzigen Zellen schaut, wird das Wummern bedrohlich laut. Im Gefängnishof stehen in militärisches Grün verpackt große Lautsprecher. Sie verbreiten den Schall und holen in ihrer prosaischen Technikalität eher Erinnerungen an durchtanzte Clubnächte oder Rockfestivals zurück. Die Soundinstallation "Room of Rhythms" des türkischen Künstlers Cevdet Erek ist eine der herausragenden Arbeit in einer sehenswerten, streckenweise aber auch enttäuschenden Sydney-Biennale.

Teaser Ziel

15715

Teaserart

Strecken Teaser

Sydney ist wahrscheinlich der perfekte Ort für eine Kunstbiennale: großstädtisch und lässig, sophisticated und rauh zugleich, mit eleganten Museen und spektakulären Industrieruinen als Schauplätzen für die Kunst. Der Biennale-Besuch ist zudem kostenlos – wie alle öffentlichen Museen Australiens. Es gibt exzellent gestaltete Programmhefte, informative Kataloge, Vermittlungsprogramme für Kinder, freie Fährverbindungen, reichlich Cafés und Snackbars – kurz alles, was den Besuch eines Kunstfestivals so angenehm macht, dass man es einfach gut finden muss. Das Motto wiederum – "The Future is already here! It's just not evenly distributed" – ein Zitat des Science Fiction-Autors William Gibson, und die Gliederung in sieben "Botschaften des Denkens", Embassy of the Real, Embassy of Spirits, Embassy of Disappearance, Embassy of Non-Participation, Embassy of Translation, Embassy of Transition und Mobile Embassy of Stanislaw Lem, klingt nach esoterischem Kuratoren-Kauderwelsch, viel Wandtext, wenig Kunst. Tatsächlich will Biennale-Direktorin Stephanie Rosenthal Fragen zur Wahrnehmung unserer Wirklichkeit aufwerfen und zeigen, wie diese durch die virtuelle Welt des Internet und durch geopolitische und ökonomische Machtstrukturen beeinflusst wird. Kein Wunder also, dass es unter den von ihr ausgewählten Werken von 80 Künstlern aus 34 Ländern viel "research based art" gibt und genresprengende Arbeiten für den "In-between Space". Bereits am Haus der Kunst in München und später in der Hayward Gallery in London haben Ausstellungen wie "Move" oder zu Allan Kaprow gezeigt, dass sie sehr an performativer Praxis interessiert ist und weniger an stillen Bildern an der Wand. Am liebsten hätte sie in Sydney nur Arbeiten gezeigt, die sich mit dem Menschen im Raum beschäftigen, mit Tanz, Theater und Oper, und die den Betrachter als aktiven Teilnehmer mit einbeziehen.

Performance-Hopping

Viele Biennale-Werke sind deshalb nur zu bestimmten Zeiten zu sehen, oder besser zu erleben, etwa "Victory over the Sun", Justene Williams eigenwillige Rekonstruktion der gleichnamigen futuristischen Oper von Mikhail Matiushin und Kasimir Malewitsch, die er mit dem Sydney Chambers Orchestra auf Cockatoo Island aufführte. Oder Nina Beiers "Complete Works", eine Tanz-Performance mit einer langjährigen Tänzerin aus dem Pina-Bausch-Ensemble, die im Museum of Contemporary Art stattfand. So ist es eine Biennale, bei der man besonders auf Zeiten und Termine achten muss. Um dann als weit gereister Besucher feststellen zu müssen, dass eine bestimmte Aufführung erst wieder stattfindet, wenn man schon wieder im Flugzeug sitzt. Viele Veranstaltungen fanden ohnehin nur rund um die Eröffnung statt, und spätere Besucher können nur noch um die

verwaisten Bühnenbilder und Überbleibsel der Aktionen schlendern. Dass die Schau dennoch einen Trip wert ist, liegt daran, dass Rosenthal in den spektakulären Biennale-Orten dann doch ein paar sehr sehenswerte Werke platziert hat.

Ex-Gefängnis als Ausstellungsort

Am spannendsten ist Cockatoo Island, eine im Hafen gelegene Insel, die früher als Schiffswerft und Gefängnis genutzt wurde. Die gigantischen Werkshallen, Tunnel, Bunker und Unterkünfte bieten nicht nur eine dramatische Bühne, sondern auch Kontext für die ausgestellten Arbeiten. So mixt Lee Bul mit einer ausladenden Installation aus bedruckten Textilplanen, Folien, Blinklichtern und imposanten Zeppelin-Modell die Zukunftsgläubigkeit von gestern mit nostalgischen Rummelplatzmotiven. In der postindustriellen Umgebung der Werfthallen, die im 2. Weltkrieg eine kriegsentscheidende Rolle gespielt haben, nimmt das fragmentarische Werk auch eine düsterere Note an. Die japanische Künstlerin Chiharu Shiota hat in einem verliesartigen Raum Hospitalbetten mit schwarzen Wollfäden versponnen. Mit Ereks pulsierendem Herzschlag-Sound im Hintergrund wird die beklemmende Installation zusätzlich mit Drama aufgeladen. Auch Ming Wong, ein Videokünstler aus Singapur, nimmt sich in seiner 24-Kanal-Arbeit "Windows on the World (Part 2)" den Zukunftsvisionen der Vergangenheit an, in diesem Fall den Raumfahrtfantasien der Chinesen. Ming hat aus chinesischen Spielfilmen aus den 60er und 70er Jahren ein buntes Mosaik aus unfreiwillig komischen Filmsequenzen gebaut, die von Naivität und Besessenheit erzählen und damit spielerisch vorwegnehmen, was China als Staatsziel heute mit aller Macht vorantreibt.

Es gibt viele beeindruckende Videoinstallationen auf dieser Biennale. Die mit Abstand originellste und fesselndste stammt von Camille Henrot, einer hierzulande gerade hoch gehandelten französischen Künstlerin – zurecht, wenn man ihren betörenden Film "Grosse Fatigue" über die gängigen Mythen zur Erschaffung der Welt gesehen hat. In einer rasanten Schnittcollage, die vom Look an Internet-Recherche erinnert, führt sie uns durch die Vogelsammlungen von Naturkundemuseen, Darwins Gesetz der Arten, Kabala und buddhistische Weltbetrachtung. Unterlegt ist das ganze mit dem genialen Sprechgesang des Slam-Poeten Akwetey Orraca-Tetteh, der die Entstehung des Lebens als hypnotischen Rap besingt. Eine andere, aber nicht weniger kraftvolle Wirkung haben Bharti Khers "Sechs Frauen", lebensgroße nackte Frauen verschiedenen Alters und diverser Leibesfülle, die die Blicke der Besucher stumm erwidern. Die Künstlerin hat indische Prostituierte in ihr Atelier gebeten und lebensecht in Gips abgeformt. Im Gefängnistrakt auf Cockatoo Island wirkt ihre Gegenwart beklemmend und selbstbewusst zugleich.

Ein anderes Highlight der Biennale gibt es im Carriage-Works-Space zu sehen, einem ehemaligen Reparaturwerkstatt für Eisenbahnwaggons im Red Fern-Distrikt, das heute als Kulturzentrum fungiert. "Between the Bullet and the Hole" ist eine faszinierende Videoarbeit von Aura Satz, perfekt präsentiert im komfortablen Kinosaal – was übrigens für alle Arbeiten gilt, was deshalb erwähnenswert ist, weil sorgfältige Präsentation bei vielen Biennalen nicht zur obersten Priorität gehört. Satz beschäftigt sich in ihrem Film mit Ballistik, oder besser mit dem kaum bekannten Fakt, dass es in den 30er und 40er Jahren ausschließlich Frauen waren, die ballistische Tests auswerteten und damit nicht nur zur Präzision der Waffenherstellung beitrugen, sondern auch Grundlagen für die frühe Computertechnik lieferten. Diese Informationen vermittelt die Künstlerin mit einem furiosen Stakkato aus Archivmaterial von Waffentests, Zeitlupenaufnahmen von einschlagenden Geschossen und Lochkarten.

Unbedingt sehenswert sind auch die Werke des jungen australischen Malers Daniel Boyd, der die Geschichte Australiens aus der Sicht der Ureinwohner auseinandernimmt. Sie sind im Erdgeschoss des Museums für zeitgenössische Kunst zusehen, einem weiteren Spielort der Biennale. Dort lohnt sich ein Abstecher in die Sammlung, wo man die Werke weiterer spannender australischer Künstler sehen kann, etwa von Fiona Hall, Tracey Moffatt, Vernon Ah Kee, Richard Bell, Tim Johnson oder Emily Kam Kngwarreye, und auch eine tolle Sammlung von "Bark Paintings", traditionellen Gemälden auf Baumrinde von australischen Ureinwohnern. Denn auch das gehört zu den Vorzügen der Sydney-Biennale: Sie öffnet den Blick auf Künstler einer Weltregion, die sonst im westlichen Kunstgeschehen wenig vorkommen.

Am Bahnhof der Toten

Und selbst für Sydney-Insider hält die Schau noch Überraschungen parat: Erstmals wird die Mortuary Station als Spielort genutzt. Der imposante Backsteinbau im viktorianischen Stil war einst ein Bahnhof für Tote. Dort wurden bis 1947 die Leichname zur Bestattung auf dem außerhalb der Stadt liegenden Friedhof transportiert. Im Biennale-Kontext fungiert die restaurierte Totenstation jetzt sehr sinnfällig als "Botschaft des Übergangs". Die Frage, ob wir von der Zukunft längst überholt worden sind, kann auch diese Embassy nicht wirklich beantworten. Doch wenn auf dem Bahnsteig federleicht schwebende Weihrauch-Spiralen langsam zu Asche verbrennen und im Wartesaal eine schlichte Projektion den Moment zwischen Leben und Tod, Schmerz, Loslassen und Wiedergeburt beschreibt, dann ist das Ende plötzlich ganz nah. Die minimalistische Installation der taiwanesischen Künstlerin Charwei Tsai gedenkt nicht nur vergangener Seelen, sie tröstet die Lebenden, dass in jedem Ende auch ein Neuanfang steckt. Und sie überzeugt den Biennale-Besucher, dass Kunst am richtigen Ort kein großes Spektakel sein muss.

